

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.

1915. * Nr. 5

Verlag von Hof. Wilh. Hörter in Sadamar.

Burg Rosenstein.

Eine schwäbische Geschichte aus alter Zeit von Fritz Rißel.

(Fortsetzung.)

Abschließend fiel ein dritter dem Sprecher in die Rede — es war der hünenhafte junge Ritter, den Haug von Rosenstein vorhin Kurt von Lautenburg genannt hatte. „Er soll nur nach dem Schwabenlande kommen, der Habsburger, und seine lange Nase in Dinge stecken, die ihn nichts scheren. Wir wollen ihm die Lust, ein neues Recht uns aufzuzwingen, schon versalzen. Mich juckt es in der Faust, in sein zusammengewürfelt Kriegsvolk zu fahren und es zu Paaren zu treiben.“

Die Prahlerei und die verächtliche Art, mit welcher der Sprecher den hochverehrten König erwähnte, trieben Heinz von Horn das Blut in die Wangen. Unwürdig und feige wäre er sich vorgekommen, wenn er hier geschwiegen hätte, deshalb erwiderte er rasch:

„Ihr wäh-
net, des Kö-
nigs Mannen
wären ein zu-
sammenge-
würfelt Volk,
denn Ritter
Kurt von
Lautenburg?
Da seid Ihr
falschbelehrt!
Die Blüte
deutscher Rit-
terschaft folgt
Herrn Rudolf
auf seinen
Heeresfahr-
ten. Wer die
zu Paaren
treiben will,
der sehe zu,
ob aus dem
Treiber nicht
der Getrie-
bene wird!“
„Gott's Tod
seid — Ihr blaßt
in das Horn
des Habsbur-
gers!“ rief
Kurt von

„Höll und Teufel, das fordert Blut!“ schrie der Ritter Kurt von Lautenburg, kirschrot vor Zorn, indem er sein Schwert zog und sich anschickte, um die Tafel zu eilen, aber die ihm zur Seite sitzenden Becher fielen ihm in die Arme, und Haug von Rosenstein rief, sich erhebend mit gebieterischer Stimme:

„Halt, Kurt von Lautenburg! Du alter Streithahn, mußt du zu jeder Stunde Handel suchen? In dieser Halle wird kein Schwert gezückt! So lange Heinz von Fürstenberg im Frieden der Burg Rosenstein verweilet, verwehre ich dir, ihm feindlich zu begegnen!“

Die Mahnung, Frieden zu halten, hätte vielleicht nichts ge-
fruchtet, denn Ritter Kurt von Lautenburg suchte sich mit Gewalt aus den ihn umschlingenden Armen zu lösen, wenn sich in diesem Augenblicke nicht eine Seitentüre geöffnet hätte und Walburga von Rosenstein, begleitet von einer alten Dienerin, in die Halle getreten wäre. Ihre lichte Erscheinung wirkte offenbar achtungs-
gebietend auf die Männer, denn alle gaben die mehr oder weniger nachlässige Haltung auf, mit welcher sie um den Tisch saßen,

und neigten sich grüßend gegen die Jungfrau, vor allem Kurt von Lautenburg, der plötzlich seinen Grob vergessen zu haben schien und über dessen Antlitz es wie freudige Erregung flog. Sein Schwert in die Scheide stoßend, legte er mit einer unbeholfen gezierten Gebärde die Rechte auf die Brust und stammelte: „Ihr kommt zu uns, holdsel'ge Burga? Seid hoch willkommen!“



Vom Kriegsschauplatz in Russisch-Polen:

Eine deutsche Patrouille in Schafpelzen, die zugleich wärmen und die Truppen der Winterlandschaft anpassen.

Lautenburg aufbrausend. „Und Ihr vermisset Euch, hierher in unseren Kreis zu kommen?“

„Ist es Vermessenheit, ein freies Wort zu sprechen? — Zu widerlegen das, was Irrtum ist?“ entgegnete Heinz fest. „Dies Recht laß ich mir von Euch, Herr Ritter, nicht verbieten!“

„Und wenn ich's dennoch Euch verbiete, was werdet Ihr dann tun?“ fragte Kurt von Lautenburg, indem er sich langsam erhob.

„Ich werde Euch lachen und den Rat Euch geben, Eure großen Worte nicht prahlend zu verschwenden!“

Voll Sehnsucht hab' ich Eurer geharret.“

„Ich höre, daß ein Sänger Einklehr hielt,“ unterbrach die Jungfrau den Sprecher, indem sie ihn mit einem verächtlichen Wide-
maß, „und bin gekommen, mich an seinem Liede zu erfreuen.“

Und einen auf dem Tisch stehenden gefüllten Becher ergreifend und sich an Heinz von Horn wendend, fuhr sie fort:

„Bergönnt mir, edler Sänger, daß ich Euch den Willkomm-
biere, wie es sich nach ritterlichem Brauche geziemt. Burg Rosen-
stein entbehrt der Herrin — drum ist es mein, der Schwester

Amt, die schuldige Ehr' Euch zu erweisen!" — Verwundert sahen Haug und Jörg von Rosenheim bei diesen Worten ihre Schwester an, und ersterer rief lachend:

"Ei, was der Tausend, Schwesterlein? Was ist denn in dich wildes Ding gefahren, daß du auf einmal so gestittet bist? Hast dich doch sonst geperret und gewehret, den Gästen der Burg Rosenheim den Willkommstrunk zu bieten!"

"Darüber wollen wir nicht rechten, Haug!" erwiderte die Angeredete, den Kopf halb nach dem Bruder wendend. "Du weißt, daß ich nur tue, was ich will!"

"Und wie's gerade deinen Launen paßt!" warf ihr Bruder ein. "Und dir tāt es wohl besser passen, Jörg, wenn ich mich willenlos in eure Launen füge?" Klang es schlagfertig zurück. "Wenn jederzeit bereit ich wär', den wilden Genossen eurer Gelage zur Kurzweil und zum losen Spiel zu dienen? Dagegen wehret sich mein ganzes Selbst! Wer mir willkommen ist, dem biete ich den Willkommstrunk, und daß mir eure Spießgesellen nicht willkommen sind, das wißt ihr!"

"Straf mich Gott, das holdselige Jüngferlein hat eine spitze Zunge!" rief ein älterer Ritter mit weingerötetem Gesicht. "Die sagt es frei heraus, daß sie uns alle lieber vom Rücken sieht!"

"Hab nie daraus ein Hehl gemacht, Herr Hacho von Alsfingen, daß euer aller Gegenwart mir von je ein Greuel ist!" versetzte die Jungfrau.

Mit funkelnden Augen erhob sich da der Hacho von Alsfingen Genannte und wendete sich an die beiden Burgherren:

"In solcher Art wird auf Burg Rosenheim dem Gast begegnet? Und Ihr bleibt ruhig und gelassen, Haug und Jörg — verbietet nicht der Hoffärtigen das Wort?"

"Laß dich's nicht anfechten, alter Hacho!" erwiderte Haug von Rosenheim achselzuckend. "Längst haben wir es aufgegeben, das lose Mundwerk dieser wilden Raze zu zügeln. Der Weiber Schmälen und Schelten darf dem rechten Mann nichts gelten! Wir wollen uns die frohe Laune nicht verderben lassen! Herr fahrender Sänger, singt uns ein Lied, doch lustig muß es sein!"

Heinz von Horn hatte indessen mit ritterlicher Verbeugung den Becher von dem Burgfräulein entgegengenommen und leerte ihn mit einem Zuge. Er besand sich in einer seltsamen Gemütsverfassung. Sein fast zum offenen Streit ausgearteter Wortwechsel mit dem Ritter Kurt von Lauterburg hatte ihn nicht minder erregt, wie der schönen Burga rücksichtslose Art, mit ihren Brüdern und deren Genossen zu verfahren. In heißen Wangen hatte er erwartet, daß die Jungfrau ihre freie und ungeschminkte Rede schwer büßen müsse, und war entschlossen gewesen, sie, selbst mit Gefahr seines Lebens, vor jeder Unbill zu schützen, und erstauern mußte er darüber, daß Haug von Rosenheim seinem Unmut nur in bissigen Worten Luft machte. Fast kam es ihm vor, als würde von diesen rauen Gesellen stillschweigend eine gewisse geistige Überlegenheit der schönen Burga anerkannt, die ihnen Zurückhaltung auferlegte und sie verhinderte, ihren Groll an der Jungfrau auszulassen. Mochte dem aber sein wie ihm wollte — jedenfalls war die Stimmung in der Halle eine sehr gereizte, und kam es deshalb Heinz sehr gelegen, daß Haug von Rosenheim ihn zum Singen aufforderte. Das lenkte ab.

So ergriff er denn rasch die auf dem Seitentische liegende Harfe, rührte die Saiten und sagte mit gezwungenem Lächeln:

"Ein lustig' Lied begehret Ihr, Herr Ritter? Wohl, so höret das Lied vom Ritter Kunz vom Reichenstein und seiner roten Nase. Und mit glöckenheller Stimme begann er zu singen:

"Dreihundert Gulden gab' ich her,
Wenn rot nicht meine Nase wär!
So seufzte einst beim Weine
Der Kunz vom Reichensteine.

Da trat sein Knappe Beit heran
Und sprach: Herr Ritter, hört mich an:
Ihr müßt bei guten Zeiten
Nach Mainz, dem goldnen, reiten!

Dort wohnt ein großer Medikus,
Des Wissens voll zum Überfluß;
Der kann gewiß Euch raten
Und helfen von dem Schaden!

Der Ritter gab dem gern Gehör,
Nahm einen Beutel Goldes schwer
Und rüstet sich, zu reisen
Zum Medikus, dem weisen.

Reigt früh und spät zu jeder Stund'
Die Nase nach des Bechers Grund —
Und hört nicht auf zu laufen,
Bis blau sie angelauten."

In Mainz der hochgelahrte Mann
Sah sich des Ritters Nase an,
Schloß drauf mit großer Ruhe
Das Gold in seine Truhe.

Dann nickt' er mit dem weissen Haupt
Und sprach: Herr Ritter, Ihr erlaubt:
Das Rot von Eurem Zinken,
Das kommt vom vielen Trinken!

So sorgsam ich auch hin und her
Den Kasus wäge — er liegt schwer;
Kein Salben und kein Streichen,
Kann eure Gurke bleichen.

Doch seid getrost und frohen Mut's,
Ein Mittel nenn' ich Euch, ein gut's,
Das wird nach Jahr und Tagen
Das Purpurrot verjagen.

Ein johlendes Beifallsgebrüll der Zuhörer übertönte die fröhliche Weise, die nach Schluß des Liedes den Saiten unter den Händen des Sängers entquoll.

"Straf mich Gott — das ist ein kernhaft Lieblein, wie ich selten gehört!" rief Jörg von Rosenheim lachend, indem er sein Becher leerte, und sein Bruder Haug wendete sich an Hacho von Alsfingen und sagte:

"Das Lieblein ist auf dich gemünzt, alter Hacho! Kannst du das selbe Mittel brauchen, wenn dir die Erbbeeröde deines Kolbes nicht mehr behagt!"

Wiederum erscholl brausendes Gelächter, und von allen Seiten hagelten anzügliche Bemerkungen auf Hacho von Alsfingen nieder, der gelassen seine allerdings mächtige purpurrote Nase streichelte und grölend mitsang, als mehrere der Ritter die letzten Worte des Liedes wiederholten.

Heinz freute sich, seinen Zweck erreicht und die gewitterschwerm Stimmung verscheuht zu haben. Er sah nach dem schönen Burgfräulein hinüber, das sich auf einem erhöhten Sitz im Hintergrunde der Halle niedergelassen hatte, und begegnete einem verständnisvollen Blick, aber es schien ihm auch, als ob sich in den Mienen Walburgas etwas wie Enttäuschung ausdrückte. Und bestärkt wurde ihm diese Annahme, als die Jungfrau sich jetzt erhob und auf ihn zutretend leise, so daß es die lärmenden Becher nicht vernehmen konnten, sagte:

"Ein Sang von solcher Art mag wohl den Gästen hier behagen, und flug habt Ihr daran getan, den allgemeinen Frohmut erwecken. Doch ich begehre andere Weisen, die Hohes, Edles künden und das Herz erheben. Singt mir ein Lied, Herr Ritter."

Der wohlklingende Klang der Stimme und der warme Blick, welcher die Worte begleitete, wirkten wieder wie am gestrigen Abend auf den Jüngling wie bestrickender Zauber. Sich tief neigend, griff er wieder zur Harfe, ließ eine feierliche Weise klingen und wartete, bis der Lärm der Bechenden sich gelegt hatte. Dann rief er mit schallender Stimme:

"Der holden Jungfrau, die den Willkommstrunk mir bewies, ich mein zweites Lied!"

"Als fahrender Sänger durchzog ich das Land, ein Wundergebild, das dem Himmel entflammt,

Durch Wälder und lachende Auen, Vom Schöpfer zur Liebe erjohnt,
Von jugendlich stürmischer Sehnsucht Des Wesen mit Zauber das Herz der entflammt

Das Schönste auf Erden zu schauen. Zu seligsten Freuden und Wonne,
An ragender Berge erhabener Pracht, Da ritt ich, von gehrender Sehnsucht erfüllt,

Am Farbenglanz blühender Heiden, Durch Wälder und blumige Auen mit
An sprudelnden Bässern aus felsigem Schacht, Die Krone der Schöpfung, die

Bermocht' ich das Auge zu weiden. Wundergebild,
Aus himmlischen Höhen zu schauen

Gar oft hat Entzücken die Brust mit geschwellt, Gezeigt hat den Weg mir ein freudlich Gesicht,

Die Seele zur Andacht erhoben — Zum Felsen, von Rosen umwunden,
Dann griff ich zur Harfe, den Meister der Welt, Dort hab' ich, berauschet vom seligen Glück,

Den Schöpfer der Wunder zu loben. Die Krone der Schöpfung gefund

Doch deucht' es mich stets dann, als Ihr weis' ich mein Herze, mein inneres Sein; —

Die Saiten mit flüsterndem Wehen: Des Sanges erhabenste Weise zu
Noch immer nicht hast das Erhabenste du, Erlänge der Jungfrau vom rosenstein,

Die Krone der Schöpfung gesehen. Der Schönsten auf Erden zum Preis

Der bestrickende Zauber, den die Gegenwart der schönen Walburga von Rosenheim auf ihn ausübte, hatte Heinz von Rosenheim seine Umgebung vergessen lassen. Hingerissen von seinem heftigen Empfinden hatte er dieses im Liebe offenbaret, ohne zu bedenken, daß sein leidenschaftliches Geständnis von den Brüdern der Burg gebetet und den rohen Bechern übel vermerkt werden könnte. Im Anblick der leicht errötenden und seinem Auge mit einem verschämten Lächeln begegnenden Jungfrau achtete er auch nicht darauf, daß nach Schluß seines Sanges kein Laut des Beifalls gesendet wurde und daß sich in den Mienen der beiden Burgherren von Rosenheim unverhelter Unmut ausdrückte — auch nicht, daß Kurt von Lauterburg ihm zornige Blicke zuwarf und sein Faust schwer auf den Eichentisch fallen ließ. Erst als dieser, sich den Burgherren gewendet, zornig rief:

"Ihr duldet solche Redheit, Haug und Jörg, von diesem frischen Jant? Mit offenen Worten erkläre ich der wilden Burga seines Herzens Liebe und eure Schwester lächelt ihm huldvoll zu, als wenn ihr —"

Da unterbrach Heinz in aufwallender Empörung den Spre mit den Worten: "Ihr waget es, mich, den ritterlichen Griten verächtlich einen fremden Jant zu nennen? Für diese Kränklichkeit wird mein Schwert Euch Antwort geben! Heraus mit Eurer Wehre, wenn Ihr kein Feigling seid!"

Er hatte sein Schwert gezogen und wartete darauf, daß der Beleidiger ihm entgegentrete, der mit wildem Lachen von seinem Sitze emporgefahren war. Doch Haug von Rosenheim rief in donnernder Stimme in den sich erhebenden Tumult hinein:

„Gernach, Herr Heinz von Fürstenberg! In dieser Halle wird
 kein Schwert gezückt, sonst seid Ihr friedlos hier in diesen Mauern!“
 „Ihr duldet, daß man mich, den Gast, verschmäht, Herr Ritter,
 und nehmet mir das Recht, die ritterliche Ehre mir zu wahren?“
 fragte Heinz mit flammenden Augen entgegen. „Wird so das
 Recht des Gastes auf Burg Rosenstein geachtet?“
 „Ihr habt das Recht des Gastes selbst verletzt mit Eurem Sange
 mit der zur Schau getragenen Liebesleidenschaft für diese
 dort, auf die Herr Kurt von Lauterburg ein älteres Recht besitzt!“
 „Halt, Bruder Häug, du lägst!“ fiel hier Walburga ein, die
 von ihrem Sitze herabgestiegen war. „Kein älteres Recht besitzt
 der Ritter Kurt von Lauterburg, und wird auch niemals Rechte
 auf mich haben!“
 „Schweigst, wenn Männer reden!“ fuhr Haug die Schwester an.
 „Ich schweige nicht!“ fuhr diese mit erhobener Stimme fort.
 „Von dir laß ich mir nicht die Rede wehren! Ja — rolle
 grimmig nur die Augen — balle drohend die Faust — mich
 zwingst du nicht zu slavischem Gehorchen!“
 Es war, als wenn die loderbenden Blicke der Sprecherin eine
 bannende Gewalt auf den Bruder ausübten, denn der herrische
 Ausdruck auf seinem Gesichte verschwand, und in bedeutend ge-
 mäßigterem Tone sagte er:
 „Kannst du es leugnen, daß der Gast mit seinem Sange die
 Grenzen dessen, was sich geziemet, überschritt?“
 „Du sprichst von dem, was sich geziemet, Haug? Was sich
 geziemet auf Burg Rosenstein, wo täglich — stündlich dem, was
 sich geziemet, von euch und euren wilden Zechgenossen Hohn
 gesprochen wird? Zum Lachen regeist du mich an, du strenger
 Sittenrichter! Ja — ich leugne, daß der Sänger sich vergaß! Frei
 darf dem Mund des Gottbegnadeten das Lied entquellen — frei
 wie im Hain der lieben Vöglein Sang! Das Maß des Niedrigen
 und des Gemeinen, das lege man nicht an des Sängers Lied!“
 Mit ärgerlichem Kopfschütteln wendete sich Haug von Rosen-
 stein ab; da ergriß sein Bruder Jörg das Wort, indem er drohend
 auf die Schwester trat: „Ich aber sage dir, bezähme deine
 Zunge! Magst du dem Haug mit deinen ausgestochenen Reden
 den Kopf verwirren — mir verwirrst du ihn nicht! Hinaus mit
 dir — hier ist kein Platz für Weiber!“
 Einen hoheitsvollen Blick warf die Jungfrau auf den mit der
 Rechten nach dem Ausgang des Saales Deutenden und erwiderte:
 „Unnebelt dir der Wein die Sinne, Jörg, daß du es wagst,
 mir also zu begegnen?“
 „Hinaus mit dir, sonst brauche ich Gewalt!“ brüllte der Halb-
 trunkene und wollte die Schwester am Arm ergreifen, da trat die
 alte Dienerin, welche mit Walburga gekommen war, ihm plötz-
 lich entgegen und rief mit leiser Stimme:
 „Wollt Ihr die Schwester wohl in Frieden lassen, Ritter Jörg!
 Solang ich einen Finger heben kann, sollt Ihr sie nicht mit
 Eurer rauhen Faust berühren!“
 Mit vorgestreckten Armen wie ein zum Sprung bereites Raub-
 tier stand die häßliche Alte dem Ritter gegenüber, so daß dieser
 unwillkürlich einen Schritt zurücktrat, was die Zecher am Tische
 zu einem brüllenden Gelächter veranlaßte.
 „Soll ich die gift'ge Zunge dir aus dem wüsten Rachen reißen,
 du alte Bettel!“ schrie Ritter Jörg sinnlos vor Zorn, indem er
 wieder vortrat; da stellte sich ihm seine Schwester entgegen und
 sagte mit erhobener Stimme:
 „Gewalt willst du gebrauchen, gegen mich, die Herrenrechte
 hat auf Rosenstein — das gleiche Recht wie du? Wag' es, Gewalt
 zu brauchen, dann ruf' ich alle Welt zur Hilfe an. Auch diese,
 meine wilden Zechgenossen! Sie werden nicht so entartet sein,
 der Tochter des Hans Rosenstein den Schutz zu weigern!“
 Die fieberhafte Spannung, welche sich des jungen Heinz
 von Horn während des erregten Wortwechsels bemächtigt hatte,
 in der er versucht gewesen war, mit Wort und Tat für die Jung-
 frau einzutreten, löste sich jetzt, als aus dem Kreise der Zecher
 laute Zurufe ertönten: „Die wilde Burga steht in meinem
 Schutz! Laß ab, Jörg Rosenstein! Wag es nicht, sie anzutasten!“
 Sie hat das gleiche Recht wie Ihr in diesen Mauern!“
 So schrie es wirt durcheinander, und wieder erhob sich
 schallendes Gelächter, als der alte Hacho von Alsfingen mit
 grölender Stimme rief:
 „Eher laß ich mich in tausend Stücke hauen, als daß ich zuseh',
 wie dem Kleinod meines Herzens nur ein Haar gekrümmt wird!“
 Jörg von Rosenstein schien zur Besinnung zu kommen. Einen
 grimmigsten Blick auf die Zecher werfend, ließ er sich wieder auf
 seinem Sitze nieder, indes Walburga mit hoherhobenem Haupte,
 gefolgt von der alten Dienerin, die Halle verließ.
 5. Ein Zweikampf.

Eine geraume Weile herrschte Schweigen in dem Saale.
 Flüsternd neigten die Zecher die Köpfe gegeneinander und sahen
 schen nach den beiden Brüdern von Rosenstein, die verdrossen in

ihre Becher starteten. Dem Horn war an die Eingangspforte
 der Halle getreten und sah in den Burghof hinaus, auf dessen
 hinterer, mit Gras bewachsener Fläche mehrere Reifige ihre Kasse
 tummelten. Alle Fibern seines Innern zitterten vor Erregung.
 Er begriff, daß es ein Wagnis gewesen war, auf Burg Rosen-
 stein Einkehr zu halten, denn wenn auch Haug von Rosenstein
 sich noch einen Rest ritterlicher Sinnesart bewahrt und ihn, den
 Gast bis jetzt geschützt hatte, so war es doch sehr fraglich, ob der
 Burgherr ihm diesen Schutz auch jetzt noch angedeihen ließ, nach-
 dem er mit seinem Liebe den Zwist zwischen den Geschwistern
 hervorgerufen hatte. Von seinem leidenschaftlichen Empfinden
 für die schöne Walburga hingerissen, hatte er sich sowohl bei
 den Herren der Feste wie auch bei den wilden Genossen derselben
 mißliebig gemacht und mußte erwarten, daß man ihm feindselig
 begegnete. Nun — er war auf alles gefaßt und wollte sich seiner
 Haut wehren. Das Bewußtsein seiner Kraft und seiner Geschick-
 lichkeit in der Führung der Waffen erfüllten ihn mit einer wilden
 Entschlossenheit, und furchtlos sah er dem Kommenden entgegen.

Früher, als er geglaubt hatte, sollte sich sein Vermuten be-
 stätigen. Das hinter ihm in der Halle herrschende Schweigen
 wurde jetzt von der Stimme des Ritters Kurt von Lauterburg
 unterbrochen, der den Burgherren zurief:

„An allem diesem ist der Fahrende schuld! Den Frieden, den
 ihr ihm auf Burg Rosenstein zugesichert habt, hat er mit seinem
 dreisten Sang verwirrt! Laßt seinen Klepper aus dem Stalle
 ziehen und weiset ihn hinaus! Will ihm Gefolgschaft leisten
 bis zum Wiesenplan im Talesgrund — dort soll er sich mir stellen,
 wenn es ihm nicht an Mut gebricht! Zur Hölle schid' ich ihn!“

Da unterbrach Heinz, in jähem Zorne emporflammand, den
 Sprecher: „Großmäuliger Wicht — Ihr unterfanget Euch, an
 meinem Mut zu zweifeln? Zeigt durch die Tat, doch nicht mit
 prahlerischen Worten, daß Ihr dem ritterlichen Gast, den Ihr
 verächtlich einen Fahrenden nennt, im Wessenspiel gewachsen
 seid! Ist es verwehrt, in dieser Halle das Schwert zu ziehen —
 wohl, so folget mir hinaus ins Freie!“

Etwas wie Verblüffung malte sich in den Zügen des also
 Herausgeforderten, doch gleich darauf stieß er wütend hervor:

„Geflüstet's Euch so früh ins Gras zu beißen? Wohl — das
 Begehren will ich Euch erfüllen — hinaus zum Streit!“

Mit ihm erhoben sich sämtliche Anwesende von ihren Sitzen
 und schiedten sich an, nach dem Burghof zu gehen, doch Haug
 von Rosenstein gebot Ruhe und wendete sich an Heinz:

„Aus eignem, freien Willen fordert Ihr den Ritter Kurt
 von Lauterburg zum Kampfe, und Ihr verschmäht es, auf den
 Frieden Euch zu berufen, den wir, die Ritter Haug und Jörg
 von Rosenstein, Euch hier gewährten?“

„Von jeder Pflicht entbind' ich Euch, Herr Ritter, bis nach dem
 Wessengang! Besteh' ich ihn als Sieger — wohl — dann steh'
 ich wieder, wenn es Euch genehm ist, im Frieden Eurer Feste!“

Ein zweifelndes Lächeln spielte um den Mund des Rosen-
 steiners, als er erwiderte:

„Ob lebend oder tot Ihr auf Burg Rosenstein verweilet —
 Ihr steht in ihrem Frieden, bei meinem ritterlichen Wort, wenn
 Ihr nicht selbst durch Wort und Taten dieses Recht verwirrt!“

„Wird's bald, Herr fahrender Sänger?“ schrie da Kurt von
 Lauterburg herüber, der sich dem Ausgang schon genähert hatte.
 „Macht es kurz! Wollt Ihr dem Haug noch Eure Sünden beichten,
 weil auf dem Rosenstein kein Geistlicher haust?“

Heinz schritt dem Ausgange zu, hinab in den Hof, gefolgt
 von sämtlichen Ritttern, die lärmend ihre Meinungen über den
 voraussichtlichen Ausgang des Zweikampfes austauschten.

„Zehn Goldgülden wett' ich gegen einen Heller, daß ihm
 der Kurt beim ersten Gang den Schädel spaltet! — Mich dauert
 seine Jugend, aber es geschieht ihm recht! Warum ist er so fed,
 mit einem unster Runde anzubinden! — Kann heute noch den
 lieben Englein droben im Himmel seine Lieblein singen, denn
 sicher hat sein letztes Stündlein geschlagen — dem Kurt von
 Lauterburg hält keiner stand!“

So hörte Heinz hinter sich sagen, aber kein Bangen ergriff
 ihn. Mochte sein riesenhafter Gegner auch ein gewaltiger Kämpfe
 sein — er hatte schon mehr wie einem Feinde gegenüber ge-
 standen, der für unüberwindlich galt und hatte ihn besiegt. Un-
 erschütterlich vertraute er auf seine Kraft und auf die Hilfe Gottes.

(Fortsetzung folgt.)

Vor der Schlacht.

Skizze von Paul Blis. (Nachdruck verboten.)

Es war im Jahre 1870 am Abend des 18. August. Nahezu
 zehn Stunden waren sie unterwegs gewesen, mit kaum
 nennenswerten Unterbrechungen: Mannschaften und Tiere waren
 gleich hinfällig, und als sie nun ihr Ziel, das Gehöft Pierre Du-

bochets, das an der Chaussee nach Bionville lag, erreicht hatten, da ging es wie ein Aufatmen durch die ganze Schwadron: Gott sei Dank! Sie saßen ab und brachten die Tiere, so gut es ging, zur Ruhe.

Es war ein trüblicher Abend. Die Sonne war bereits gesunken, aber der ganze Horizont flammte in purpurner Lohe, und es war so heiß, als spüre man noch jetzt die sengenden Strahlen der Sonne.

Nachdem die Mannschaft abgetödtet und das einfache Mahl — seit zehn Stunden die erste Nahrung — verzehrt hatte, lagerte sich alles an den Wachfeuer, um kurz zu schlummern und Stärkung zu suchen für den nächsten Tag, für den Tag, von dem jeder der hier Schlummernden es dunkel ahnte, daß er heiß und blutig werden würde, denn man erwartete eine Schlacht.

Bei den meisten dieser jungen Soldaten forderte die Natur ihr Recht, fast alle entschlummerten sie bald. Einer aber lag da und wartete vergeblich auf den Schlaf. Der Gefreite Franz Schwarz hüllte sich fest in seinen Mantel; lang ausgestreckt lag er da, grub den Kopf ins Stroh und versuchte es immer wieder und wieder, die Gedanken zu verscheuchen, die Gedanken, die ihn den Schlaf nicht finden ließen.

Aber umsonst war alles; trotz seiner großen Müdigkeit fand er keine Ruhe, keine milde Wohltat des Vergessens, keinen Schlummer, nach dem er so sehnend lechzte.

Die Nacht brach herein, eine wundervolle, mondheile Sommernacht, ringsum, soweit man hören und sehen konnte, eine heilige Stille, ganz leise nur und eintönig zirpten die Grillen, und manchmal auch drang ein röchelndes Schnarchen von den Gängen herüber. Alle Kameraden rings um ihn her schliefen bereits. Nur die Postenkette war

sagt. Langsam, aber quälend sicher, schlichen die grauenhaften Ge- danken zu ihm heran und umnebelten ihm das Hirn, ein Frösteln überlief ihn, so daß er den Mantel fester an sich zog, er wühlte den Kopf in das Stroh, das ihm als Lager diente, aber umsonst, die Angst wurde immer größer.

Endlich ertrug er es nicht mehr. Er stand auf, zog den Mantel an und schlich sich zu der Postenkette. Er hatte dort einen Freund und Landsmann stehen, zu dem ging er.

Als der ihn kommen sah, blinzelte er erstaunt und rief: „Nanu, was halb schläfst du denn nicht?“



Ruhe nach der Schlacht in einem Schützengraben bei Darchemmen.

Starke russische Angriffe sind abgeschlagen; die Posten, die alle zehn Schritte aufgestellt sind, halten scharfe Wacht.

„Ich kann nicht,“ erwiderte Franz zitternd, „ich will bei dir bleiben.“

Der andere schüttelte erstaunt den Kopf, sagte aber nichts. — Sie zündeten sich die Pfeifen an, standen sich gegenüber und brüteten dann dumpf vor sich hin, keiner sprach ein Wort.

Nach einer Weile fragte der Posten: „Hast du Nachricht von Hause?“

Stumm verneinte Franz.

Wieder ein minutenlanges Schweigen. Endlich fragte er wieder: „Was ist dir, Franz, hast du etwas, was dich bedrückt? Dann vertraue dich mir an.“

In diesem Augenblick hörte Franz, wie einer der nächsther den Posten das Liedchen summt: „Morgenrot, Morgenrot leuchtest mir zum frühen Tod.“

Und da griff er nach der Hand des Freundes und rief in zitternder Stimme: „Karl, wenn ich morgen falle, dann ..“

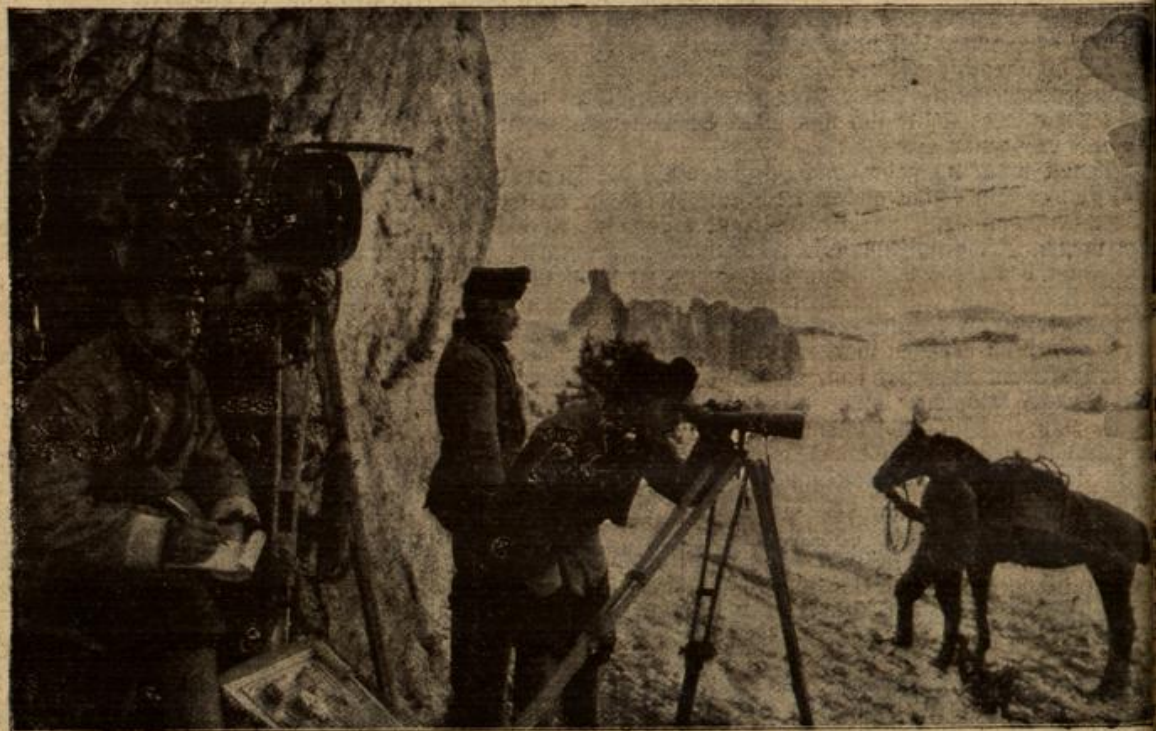


Frankreichs neue Felduniform: Vorderansicht. (Mit Text.)

in Bewegung. Sonderbare Gefühle tobten ihm durch die Brust. Seit heute früh schon wick die Unruhe nicht mehr von ihm. Etwas ganz Eigenartiges, etwas nie Bekanntes durchwühlte seine Seele, die ungewisse Vorahnung, daß er vor einem grauenvollen Ereignis stände. Er wußte, daß morgen eine Schlacht zu erwarten war, alle wußten es, aber keiner von ihnen dachte jetzt daran, sie alle waren von der großen, wohlthuenden Müdigkeit übermannt, waren alle schlafend hingefunken und verträumten ihre Todesgedanken, er allein war wach geblieben, ihm allein war die Banne des Vergessens ver-



Ein sächsischer Hornist, Ritter des Eisernen Kreuzes I. und II. Klasse. (Mit Text.)



Österreichisch-ungarische Kavalleriepatronille bei Starchee gibt eine Meldung durch Lichtsignale weiter.

Photographie Klobow. G. m. b. H., Wien.



Waffenbrüder — deutsche, österreichische und ungarische Verwundete in einem ungarischen Lazarett.

Weiter kam er nicht, denn die Angst schnürte ihm die Kehle zu. „Unfönn!“ rief der Freund, „weshalb solltest denn gerade du len? Red' dir doch nichts ein, Mensch! Die Rothosen können alle nicht schießen.“

„Ich fühl's ganz deutlich, daß ich fallen werde,“ entgegnete er mit bleichem Gesicht.

„Berrückt bist du, Mensch! Hast wohl gar schon Furcht, was?“

Stumm nickte Franz nur.

Da lachte Karl laut und herzlich auf: „Und du willst ein Preuße sein, Schwächling, du! Da, hier hast du einen herzhaften Schnaps, reines Nordlicht, danach wird dir wieder besser werden.“

Franz nahm die Flasche und

daheim heut auch so ein schöner Tag anbricht, dann fahren sie die vollen Garben in die Scheune und dann regt sich alles, was zu Hause ist, alles muß mit heran, alles schafft bis in die sinkende Nacht, um die goldene Frucht unter Dach und Fach zu bringen, und zum ersten Male, so lange er lebt, kann er heute nicht mit dabei sein, und wer weiß, vielleicht wird er es nie mehr können, vielleicht werden sie ihn hier einscharren, hier, fern von der geliebten Heimat, hier in Feindesland... ein paar dicke Tränen fielen auf seine Waden herab und zum Sterben weh wird's ihm ums Herz.

Plötzlich ertönte ein Signal. Die Hülstruppen, die man er-

Seinen aus der Heimat, die händerringend an seinem Krankenlager standen, grauenvolle, entsehlliche Bilder sah er.

Als er erwachte, war die Sonne schon aufgegangen. „Ach!“ befreit atmete er auf. Mit wehmütigem Lächeln sah er auf die lieben Kameraden, vielleicht sah er sie hier zum letzten Male, ein heißer Seufzer entrang sich seiner bedrückten Seele, und im gleichen Augenblicke faltete er seine Hände zu einem stillen Gebet.

Aber plötzlich gedachte er wieder der Seinen.

Ach, die liebe Heimat! Jetzt steht gewiß daheim der Weizenschon in Stiegen, voll und schwer neigen sich die goldgelben Ähren auf den Halmen, und wenn



v. Schjerung, Generalarzt der deutschen Armee.



Franzreichs neue Felduniform: Rückansicht. (Mit Text.)



Schrecken des Krieges: Zusammengeschossene französische Batterie. Phot. Schlesiach-Ströhllein, Frankfurt a. M.

t einen tiefen Zug daraus, m wurde wirklich besser, er blte ordentlich, wie ihm e Wärme durch den Körper ftekte. — Dann ging er zu ins Lager und legte sich ieder nieder, um vielleicht t den erhauten Schlaf zu iden. Und wirklich, nach nf Minuten schlief er ein. ver entsehlliche Träume quäl n ihn. Er sah, wie der Geg r sie überfiel, wie die wü nden Franzosen ein grauen- les Blutbad anrichteten, sah sich verstümmelt als üppel daliegen und sah die

wartete, rückten an. Nun kam Leben ins Lager. Im Nu war alles auf den Beinen. Und von dem Augenblick an war er wie umgewandelt: er sah, wie jeder der anderen auf dem Plage war, und nun wollte er nicht hintenanstehen, die Macht des großen Augenblicks riß ihn mit fort.

Nichts mehr von Angst und Furcht war da. Es schien, als habe der neue Tag mit seinem neuen Sonnenschein einen neuen Menschen aus ihm gemacht. Mit einer wahren Hast betrieb er seine Vorbereitungen: es war, als könne er kaum die Zeit erwarten, bis sie ins Treffen kämen. Aus der Angst von gestern war nun ein froher Mut geworden, alles was Kraft und Jugend und Wollen in ihm war, bäumte sich auf, er schämte sich des kleinlichen Gefühls von gestern und lechzte nur danach, seine Kraft zu erproben.

Seine Aufregung war so gewaltig, daß er kaum die Zeit erwarten konnte, bis er ins Feuer kam. Und als dann das Signal zum Angriff ertönte, sprengte er todesmutig ins Gefecht hinein.

Etwas für dicke Leute.

Wie beim Tiere, so bildet auch beim Menschen das Fett einen unentbehrlichen Bestandteil seines Körpers. Es durchsetzt die Muskeln, indem es sich zwischen deren Fasern einlagert. Es bettet innere Organe (z. B. die Nieren) in eine weiche Umhüllung und bewahrt sie vor Beschädigungen, die durch mechanische Einflüsse von außen auf sie wirken können. Dem gleichen Zwecke dient der Hauptbestandteil unseres Körperfettes, das sich im Unterhautzellgewebe unter unserer Lederhaut abgelagert. Diese Fetthaut ist in einer (normalen) Stärke von durchschnittlich vier bis neun Millimeter fast über die gesamte Oberfläche unseres Körpers verbreitet und bewirkt die Beweglichkeit (Verschiebbarkeit) der über ihr liegenden beiden Hautschichten. Da, wo sie direkt die größeren Knochen bedeckt, z. B. am Kopf, ist sie nicht so dick als über den Muskeln. Als schlechtem Wärmeleiter kommt dem Fett auch noch eine wärmende Eigenschaft zu insofern, als es in der Fetthaut die Körperwärme zusammenhält, ihre Ausstrahlung erschwert. Das Fett unseres Körpers hat auch noch einen dritten Zweck zu erfüllen. Es dient als Vorrat für schlechte Zeiten. Ist nämlich der Mensch durch irgendwelche widrige Umstände einmal gezwungen, einige Zeit ohne Nahrung zuzubringen, so wird er nicht gleich an diesem Mangel zugrunde gehen; denn er kann dann buchstäblich „von seinem eigenen Fette zehren“, was natürlich sofort eine nicht unerhebliche Abmagerung verursacht. Endlich soll das Fett unserm Körper dazu dienen, seine Formen abzurunden und ihm durch mäßige Polsterung ein angenehmes Aussehen zu verschaffen. Beim Weibe tritt dieser Zweck noch sichtbarer zutage als beim Manne, und während hier der normale Fettgehalt etwa den zwanzigsten Teil des Gesamtkörpergewichtes ausmacht, bildet es dort ungefähr den sechzehnten Teil.

Aber wie es Menschen gibt, die uns durch ihre übermäßige Magerkeit als unschön auffallen, so finden wir — und das wohl noch viel häufiger — Menschen, die so viel Fett mit sich herum schleppen müssen, daß dies oft vierzig und noch mehr Prozent ihres Körpergewichtes ausmacht. Beides ist aber unnatürlich und gefährlich. Zwar gibt es bei den verschiedenen Völkern über die Ideale in bezug auf Schönheit der Körperformen weit auseinandergehende Ansichten. So wird — um nur ein Beispiel anzuführen — der Türke die künstlich erzeugten Fettpolster einer Hottentottin, die in ihrem Heimatlande wegen ihrer edlen Formen außerordentlich hoch geschätzt wird, nicht gerade schön finden, während ihm die beliebte, ebenfalls mit Absicht herbeigeführte Korpulenz seiner Frauen nicht unangenehm ist. Letztere wiederum ist für den Geschmack eines Mitteleuropäers etwas Außergewöhnliches, er begnügt sich bescheiden mit der Körpersfülle, wie es unsere Männer im mittleren Lebensalter und unsere Frauen nach der glücklich überstandenen Zeit ihrer kritischen Jahre mit Vorliebe aufweisen. Diese Wohlbeleibtheit, die sich allmählich einstellt, ist etwas Natürliches und Unschädliches, doch nur so lange, als sie den Körper nicht unschön und unbeholfen macht und ihm nicht besondere Beschwerden verursacht. Wenn aber die Fetthaut stellenweise (Schmerbauch!) eine Stärke von 4—8 und noch mehr Zentimeter überschreitet, wenn dementsprechend auch die inneren Organe, Herz, Leber usw. verfetten, so spricht man von Fettleibigkeit und Fettucht.

Worin hat diese Fettleibigkeit ihren Grund? Man hat nicht mit Unrecht unsern Körper mit einer Dampfmaschine verglichen. So wie man einer solchen, falls sie in Tätigkeit ist, fortwährend neue Brennstoffe zuführen muß, so ist auch unser Körper auf die Zufuhr von Brennstoffen angewiesen, um die nötige Wärme erzeugen zu können. Dieses Brennstoffmaterial besteht in der Hauptsache aus Kohlenstoff, dort aus Steinkohle, hier aus Kohlehydraten, nämlich aus Stärkemehl, Gummi und Zuder, außerdem aus tierischen und pflanzlichen Fetten und aus — Alkohol. Je tätiger

nun unsere Körpermaschine ist, d. h. je mehr Arbeit — körperlich und geistig — und je mehr Bewegung der Mensch hat, desto mehr müssen ihm auch diese wärmebildenden Nährmittel verabreicht werden. Daraus folgt ohne weiteres, daß sich eine gewisse Menge von Brennvorrat bei allen denen aufspeichern muß, die zu viel Bewegung haben, oder die relativ zu viel Nährstoffe in Geleis von Kohlehydraten oder Fetten zu sich nehmen. Dieser Vorrat setzt sich in Gestalt von Fett an. — Vorzugsweise zum Aufspeichern unseres Körpers dienen die stoffhaltigen Nahrungsmittel, die die Eiweißsubstanzen. Wenn auch nachgewiesen ist, daß sich auch aus diesen eiweißhaltigen Nährmitteln — besonders wenn sie ihnen mehr genossen werden, als der Körper zu seinem Aufbaue und zu seiner Erneuerung nötig hat — Fette bilden können, muß doch dabei betont werden, daß hierzu der gleichzeitige Genuß obengenannter Kohlehydrate, die die Abspaltung der Fette aus den Eiweißstoffen erst ermöglichen, notwendig ist. Daher kommt es auch, daß die Tiere, die von reiner Pflanzenkost oder von leicht mischlicher Kost leben, bedeutend mehr Fett in ihrem Körper anheften als die Fleischfresser. — Es wäre aber nun vollständig irreführend, aus dieser Tatsache nun etwa folgern zu wollen, man müsse um übermäßigen Fettansatz zu vermeiden, ausschließlich oder zum größten Teile Fleischnahrung zu sich nehmen. Diesem Irrtum schon die Einrichtung unseres Verdauungskanales widerspricht.

Alkoholhaltige Getränke, besonders Bier, führen dem Körper einen — wenn auch recht teuren — Überschuß an Kohlenwasserstoffen zu; denn derartige Nährmittel lassen in uns kein Gefühl der Sättigung aufkommen, nehmen uns also bezüglich einer genügenden Nahrungszufuhr jeden Maßstab. Ein Teil der Schuld an dem Schmerbauch der Biertrinker kommt auch auf die ungeheure Flüssigkeitsmenge, die dem Magen einverleibt wird. Darum neigen alle Leute, die während des Essens viel trinken, zur Fettleibigkeit.

Abgesehen von der Unschönheit eines Fettleibigen und von einer gewissen Schwerefälligkeit und Unbeholfenheit, leidet der Fettleibige vielfach an Beschwerden, die gar nicht so selten den Tod herbeiführen. Am bekanntesten ist die Neigung zum Gehirnschlag, die zum Teil auf Rechnung einer Arterienentartung zu setzen ist. Zuckerkrankheit, Furunkulosis und Gicht kann man bei Fettleibigen häufig beobachten. Als kleinere Übel gelten Muskelschwäche, Kreuzschmerzen und Trägheit im Denken und Handeln. Die Entartung der Leber und die Verfettung des Darmkanals verursachen Verdauungsbeschwerden: Aufstoßen, Appetitlosigkeit, Verstopfung, Hämorrhoidalbeschwerden und — damit zusammenhängend — Kopfschmerz. Die Herzverfettung verursacht Atemlosigkeit und Beklemmung, Herzklopfen und Schwindelanfälle. Den Krankheiten, besonders solchen, die mit Fieber einhergehen, unterliegt der Fettleibige weit leichter und schneller, als der normale gebaute Mensch. Besonders unangenehm macht sich diese Erscheinung bei fetten Kindern bemerkbar, und es ist nicht leicht begreifbar, daß manche Mütter einen gewissen Stolz darin setzen, ihre Säuglinge durch recht falsche Ernährungsweise zu wahren Fettschlumpen zu erziehen. —

Wenn auch zugegeben werden muß, daß bei manchen Menschen die Anlage zu einer starken Fettentwicklung ererbt ist, so kann die drohende Fettucht doch stets durch eine geregelte Lebensweise vermieden, die schon bestehende aber zum Verschwinden bringen. Denn wir kennen ja ihre Ursachen. Wer zu starkem Fettansatz neigt, muß stets eine geregelte Diät streng innehalten. Da alle Nahrungsmittel, die Stärke, Fett, Gummi, Zuder und Alkohol enthalten, Fettebildner sind, dürfen sie nur in beschränktem Maße dem Körper zugeführt werden. Zu vermeiden sind zunächst alle Mehlspeisen und Kuchen; sie enthalten die hauptsächlichsten Fettebildner, nämlich Stärkemehl, Zuder und Fett zugleich. Kartoffeln, Brot, besonders Weißbrot, sind nur zum mäßigen Genuß zu lassen. Von den Gemüsen muß man die zuckerreichen meiden, also Mohrrüben, junge Erbsen und dergleichen. Hülsenfrüchte sind, weil mehlsaltig, verboten, ebenso Reis, Hirse, Buchweizen, auch Graupen, Hafer- und Buchweizengröße und ähnliche. Parate, Sago, Nudeln usw. Fettiges Fleisch von Schweinen, Hammeln, von der Gans und Ente dürfen nicht genossen werden. Einschränkungen muß man den Genuß des süßen Obstes, man neigt also Süßkirschen, Birnen, Weintrauben, Nüsse, Datteln, Feigen nur in ganz mäßigen Mengen zu sich. Außerdem sollte man sich aber aller alkoholhaltigen Getränke und gewissermaßen Flüssigkeiten kurz vor oder auch während des Essens, die meisten von ihnen eine appetitanregende Wirkung haben, enthalten.

Erlaubt ist mageres Fleisch vom Rind, Kalb und Wild, Gänse und Fisch. Doch nur mäßig genossen ist solches einer normalen Entwidlung unseres Körpers förderlich. Eier und auch Butter, dürfen, wenn man sie nicht entbehren kann oder ebenfals nur in kleinen Mengen unserm Magen dargeboten werden. Besonders zu empfehlen ist aber der reichliche Genuß der grünen Gemüse (mit Ausschluß der obengenannten zu

reperit (haltigen). Sie enthalten viel für unsern Körperaufbau nicht ver-
rabre werbare Zellulose, können daher zur völligen Sättigung dienen,
e Mehlne dabei unsern Körper mit eigentlichen Nährstoffen zu über-
u werden. Ihr Gehalt an Nährsalzen wirkt — falls sie richtig zu-
a Gekörretet wurden — äußerst günstig auf die Blutbildung und den
Vorgesamten Stoffwechsel. Auch empfiehlt es sich, säuerliches Obst
Auffin größeren Mengen zu genießen.

ffe o Von großer Bedeutung und nicht zu unterschätzendem Ein-
sich flüsse auf eine geringe Fettbildung unseres Körpers ist auch die
enn Bewegung. Der zur Fettsucht Neigende muß sich solche ent-
Auschieden reichlich verschaffen, sei es durch Ausübung von Sport
innen allerlei Art oder auf irgendeine andere Weise. Die sitzende Lebens-
weise in der Luft des Zimmers ist vom Übel, ebenso der so be-
ette liebt Mittagsschlaf. Überhaupt genügt es, wenn ein solcher
r for Mensch nur fünf bis sechs Stunden der Nachtruhe pflegt. Frei-
von sich gehört zur Durchführung der Vorschriften über Bewegung
er and Diät eine große Willenskraft, die
idig gerade dem wohlbeleibten Phlegma-
n mitter oft fehlt.

der d Vor dem Gebrauche von Entset-
n wungsmitteln ist ganz entschieden zu
spred warnen, und würden sie in den Zei-
e Kör- ungen auch noch so sehr angepriesen.
nwa Meist zielen sie darauf hin, als Abführ-
t Ge- mittel drastischer Art eine Beschleu-
er gung der Verdauungstätigkeit und
schub- dadurch eine verminderte Ausnutzung
gehe- der Speisen zu bewirken. Die so wie
n ne- so vorhandene Blutarmut wird durch
reibig- die Anwendung derartiger Mittel ge-
und- steigert und die Beschaffenheit des
leider- Blutes selbst verschlechtert.

o her- Auch besondere Diätturen, wie die
rnisch- sogenannte Bantingsche Entfettungs-
ehen- tur, sind zu widerraten; denn der
ei- vorgeschriebene reichliche Genuß ma-
Mus- derer Fleisches und der oft übermäßig
Pant- schnell sich steigende Fettverlust be-
virten leicht allgemeine Mattigkeit,
tman- Herzklappen, Ohnmachtsanfälle und
fam- Nervosität. — Wenn außerdem der
ht- betreffende Person nach Beendigung
elan- einer solchen Kur der Wille fehlt, ihre
Diät nach der obengenannten Weise zu gestalten, so wird es gar
nicht lange dauern, und der eingetretene Fettverlust wird bald
reichlich wieder ausgeglichen sein.

leicht- Der durch viel Bewegung im Freien schon angeregte Stoff-
n we- wechsel des menschlichen Körpers kann aber vorteilhaft gefördert
werden durch intensive Lungenarbeit, daher ist häufiges Tief-
atmen vorzunehmen. Wohn- und Schlafzimmer müssen fleißig —
auch des Nachts — gelüftet werden. Auch gelegentliche Schweiß-
bäder und alle Morgen vorzunehmende kalte Abreibungen werden
günstig auf eine Erhöhung des Stoffwechsels einwirken. S. S.

Aus der Franzosenzeit von 1809.

Ein Stammbuchblatt von M. Peer. (Nachdruck verb.)

Vor einigen Tagen kam mir das Stammbuch der Urgroß-
mutter in die Hände, von dessen Inhalt mir ein Blatt mit
einer einfachen Zeichnung besonders auffiel. Es enthielt, in wenig
Strichen angedeutet, einen Weg, von Bäumen eingefast, auf die-
sem, mit großer Sorgfalt gearbeitet, ein Wachtelhündchen und
darunter stand: „1809 — Zur Erinnerung an den treuen Freund
Charmanterl.“ Verwundert betrachtete ich das Blatt; wie kam
der kleine vierbeinige Freund ins Stammbuch der Urgroßmutter?
Als ich das Blatt umwandte, fand ich in der fein verschlungenen
Schrift der Urgroßmutter vermerkt: „Es ist, als hätt' uns der Herr
verlassen, wie selbstmal Sein auserwählt Volk, anjeho, wo wir
das Jahr 1809 schreiben — ist keins des Heils; der Franzosenfurcht
ist über unser so schwer heimgesucht Land kommen — und arg hau-
et der Franzmann, allwo er hinkommt. Viel Schab an Geld und
Gut hat er schon angericht' — möcht's ihm hinge'n, aber Eins
verzeih ich ihm nit, mein Charmanterl, der ist nimmer heil heim-
kommen von einem Gang; wann ich ihn nur überhaupt behalten
kann — is nur gut, daß ihn der Reimprecht anhiero lonterseit hat.“

Nun wußte ich etwas von dem netten Tierchen, aber ich wollte
gerne mehr erfahren; darüber gab mir das Tagebuch Aufschluß.
Als die Franzosen in die Stadt kamen, wo die Urgroßmutter
wohnte, wurde es den Insassen recht angst vor den fremden Gästen,
und mit Recht, denn der kommandierende französische General,
der seine Forderungen an Fournage und Kontributionsgeldern
gestellt hatte, drohte, sich auch Geld und Kostbarkeiten mit Gewalt

zu nehmen, wenn man sie ihm nicht freiwillig ausliefern würde.
Dazu hatte natürlich niemand Lust. Man kam überein, eine
bestimmte Summe aufs Rathhaus zu bringen, das Mögliche,
was man in den schweren Kriegszeiten leisten konnte. In den
Familien wurde der Besitz an Kostbarkeiten in sicheren Verstecken
untergebracht, aber für die Besitzer schien es nun nicht sicher, in
der Stadt zu bleiben; wer konnte wissen, ob nicht ihr Leben
bedroht war? Nun war die Frage: wohin flüchten? Es war um
die Zeit des Frühwinters. Das Städtchen, von dem ich erzähle,
ist ganz in Weinbergen gebettet. Da kam die Urgroßmutter, die
eine sehr energische Frau war, auf den Gedanken, zu sagen:
„Geht doch in die Weinberge und wohnt da, bis die Franzosen
abziehen; in dieser Jahreszeit sucht euch dort kein Mensch.“ —
„In die Weinberge!“ das fand Beifall, und wirklich, einige der
Herren, auch der Urgroßvater, machten sich in einer dunklen
Nacht zur Stadt hinaus in ihre Weinberge, um dort für eine Zeit
zu hausen. Nun war die Frage, wie sollte man Kunde von den Verbannten
erhalten und wie die erfahren, wie es in der Stadt aussehe? Wieder fand
die Urgroßmutter das richtige; wann verlagte der Rat einer klugen Frau?
Sie besaß ein Wachtelhündchen, das hieß Charmanterl — ein besonders
kluges Tier, auch für seine Rasse, der es an guten Eigenschaften nicht fehlt.
Wenn nun die Urgroßmutter unter seinem zierlichen Halsband einen be-
schriebenen Pergamentstreifen befestigt hatte, so brauchte sie nur zu sagen:
„Charmanterl, such den Herrn“, und das treue Tier machte sich alsbald auf
den Weg und ging mit einer Miene, als führe es gar nichts Besonderes auf
die Straße, zum Hause hinaus, schlen-
derte durch die Gassen ganz ohne Fille,
bis es das Freie erreicht hatte; dann wurde es immer vorsichtiger, wich ge-
schickt den Menschen aus und ließ sich
vor allem von niemand greifen. Un-
verdrossen legte es den weiten Weg
zurück, bis es leise bellend vor der Tür
des Herrenhauses im Weinberge des

Regierbild.



Wo ist der Weidmann?

Urgroßvaters anlangte, wo ihm natürlich erfreut geöffnet wurde.
Hatte es dann geruht und sich gestärkt, so kehrte es ebenso un-
befangen mit einer Antwort in die Stadt zurück. Viele derartige
Botengänge unternahm es; des öftern steckte ihm die Urgroßmutter
unter das Halsband einige blanke Kreuzzug-Dukaten, damit es
dem Einsamen nicht an Geld fehle, wenn allenfalls die Franzosen
doch sein Versteck auskundschafteten und eine weitere Flucht
nötig wäre. Oft hatte es das treue Tier gar beschwerlich. Einige
Male legte es den Weg bei dunkler Nacht zurück, um nicht den
Franzosen in die Hände zu fallen, die eifrig spähten, ob sich nichts
zeigte, was ihnen auf die Spur helfen könnte; denn es fiel ihnen
auf, daß einige der Herren gerade jetzt in dieser unruhigen Zeit
auf weiten Geschäftsreisen sein sollten, wie die darum befragten
Frauen erzählten. Charmanterl war außerordentlich klug; er
unterschied genau die französischen Uniformen; begegnete ihm
je einmal ein Franzmann auf seinen Gängen, so duckte er sich
oder ging selbdein, um nur nicht angehalten zu werden. Einmal,
als er gerade wieder Geld im Halsband trug, traf ihn ein Streif-
schuß aus einer Franzosenbüchse, der wohl nur im Übermut — ab-
sichtslos — auf das kleine Tier abgegeben sein mochte. Wie ein
Held benahm sich Charmanterl bei dieser Gelegenheit; er gab
keinen Laut von sich, er hatte noch dreiviertel des Weges etwa
in den Weinberg zurückzulegen, da wandte er sich rückwärts und
hielt nicht lange darnach blutend und leise winselnd vor der Türe
der Urgroßmutter. Groß war deren Trauer und fürsorglich pflegte
sie den kleinen Freund, der sie mit seinen treuen Augen wohl recht
schmerzlich angesehen haben mag! Reimprecht aber, der Sohn der
Urgroßmutter, fertigte um jene Zeit die Zeichnung Charmanterls,
der übrigens, dank der sorgfältigen Pflege, wieder genas, an.

Als dann die Franzosen endlich abzogen, atmete alles er-
leichtert auf, wohl auch Charmanterl, der mit dabei war, als das
Haus des Urgroßvaters sich zum Empfang seines Herrn festlich
schmückte. „Denn nit hätt' ich können meinen Esherrn mit aller
Notdurft verzeihen, hätt' mir nit der Charmanterl alleweil Kunde
bracht von dem, so ihm vonnöten war in dieser schweren Zeit.“
Also schreibt die Urgroßmutter im Schlußkapitel jener Zeit in
ihrem Tagebuch. — Weber Charmanterl noch die Urgroßmutter
haben sich träumen lassen, daß man hundert Jahre später noch
des kleinen vierbeinigen Helden gedente!

